

Emile Zola

Der Rächer

Der Rächer.

Erzählung
von
Emile Zola.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben von
Paul Lindau
1883 Band 26 Juli - Aug. - Sept. Seite 1.

Wenn Jacques Damour in Numéa den leeren Horizont anstarrte, stieg die Vergangenheit vor ihm auf, das Elend der Belagerung, die Wuth der Commune, welche ihn so weit fortgeschleudert hatte. Er fühlte sich nicht gerührt durch diese Erinnerungen, aber da sie immer wieder auftauchten, ermatteten und verdüsterten sie seinen Geist.

Im sechsundzwanzigsten Jahre hatte sich Jacques verheirathet, mit einem großen schönen Mädchen von neunzehn Jahren, Felicie geheißen, der Nichte einer Obsthändlerin von Villette, bei welcher er zur Miethe gewohnt hatte. Er war Ciseleur und verdiente täglich gegen zwölf Francs; sie war Näherin gewesen; aber bald nach ihrer Heirath bekam sie einen Knaben, und ihre ganze Zeit ging daraus, den Kleinen zu ernähren und die Wirthschaft zu besorgen. Eugen wuchs kräftig und munter auf. Neun Jahre später kam ein Mädchen zur Welt, und dieses, Louise, blieb lange schwach und kränklich, so daß sie viel Geld für den Arzt und Apotheker ausgeben mußten, um das Kind am Leben zu erhalten. Trotzdem war die Ehe keine unglückliche. Damour machte oft blauen Montag, aber auch da blieb er vernünftig. Wenn er zu viel getrunken hatte., legte er sich ruhig in sein Bett, und ging den andern Morgen wieder zur Arbeit, indem er sich selbst sagte, daß er zu Nichts lange. Mit zwölf Jahren stellte man Eugen an den Schraubstock. Der Junge konnte kaum lesen und schreiben, aber er verdiente schon seinen Unterhalt. Felicie, die immer nett und sauber war, führte das Hauswesen mit Klugheit und Umsicht, ein wenig »zu sparsam«, meinte der Vater, denn sie gab ihnen mehr Gemüse als Fleisch zu essen, um einige

Sous für den Fall eines Unglücks bei Seite zu legen. Das waren ihre besten Zeiten. Sie wohnten in Ménilmontant in einer kleinen Straße. Die Wohnung hatte vier Räume — eine Stube für Vater und Mutter, eine für Eugen, ein Speisezimmer, wo die Schraubstöcke aufgestellt waren und das auch als Küche diente, dann ein kleines Gemach für Louise — und lag im Hinterhof eines kleinen Gebäudes; aber sie hatten doch Luft, denn die Fenster gingen auf einen Bauhof und von früh bis spät hörten sie das Gerassel der Wagen, die dort Schutt und alte Bretter abluden.

Als der Krieg ausbrach wohnten sie bereits zehn Jahre in demselben Haus. Felicie näherte sich den Vierzigen, aber sie war jung geblieben, ein wenig stark, mit runden Schultern und Hüften, die sie zur schönsten Frau des Quartiers machten. Jacques dagegen vertrocknete neben ihr, und trotzdem sie nur acht Jahre von einander trennten, schien er doch viel älter. Louise war jetzt außer Gefahr und gesund, aber noch immer zart; in ihrer Magerkeit glich sie mehr dem Vater, während der neunzehnjährige Eugen die schlanke Taille und den breiten Rücken von seiner Mutter geerbt hatte. Sie lebten sehr einfach, mit Ausnahme der gewissen Montage, wo der Vater und der Sohn sich im Wirthshause verspäteten. Felicie war ärgerlich über das viele Geld, das da vergeudet wurde. Es geschah sogar zwei oder dreimal, daß sie sich schlugen; aber das hatte nicht die geringsten Folgen. Es war lediglich die Schuld des Weines, sonst galten sie als eine ausgezeichnete Familie. Man führte sie als Muster auf, wenn man Jemandem ein Beispiel geben wollte. Als die Preußen auf Paris marschierten und die schreckliche Arbeitslosigkeit begann, hatten sie mehr als zweitausend Francs in der Sparkasse. Das war genug für einen Arbeiter, der zwei Kinder erzogen hatte.

Die ersten Monate der Belagerung waren nicht zu hart für die Damours. Man aß noch Weißbrod und Fleisch in dem Raume, in welchem die Schraubstöcke still standen. Gerührt durch das Elend ihres Nachbarn, eines hungernden Malers, welchen man im Hause Berru nannte, forderten sie diesen obendrein noch auf, manchmal mit ihnen zu speisen; und bald kam er früh und Abends. Er war ein lustiger Vogel, der es verstand, die Leute zum Lachen zu bringen, und es gelang ihm schließlich sogar, Felicie

milde zu stimmen, obwohl diese mit Unruhe und Entrüstung die größten und besten Bissen in diesen breiten Mund verschwinden sah. Abends spielte man Karten und schimpfte auf die Preußen. Der sehr patriotische Berru sprach von unterirdischen Gängen in der Umgebung von Paris, durch welche man bis nach Châtillon und Mantretaut gelangen könne, um dort die feindlichen Batterien in die Luft zu sprengen. Dann fiel er über die Regierung her, ein Haufe von Feiglingen, welche Heinrich V. zurückbringen und Bismarck die Thore von Paris öffnen wollten. Er zuckte mit den Schultern über diese republikanische Regierung, die nur aus Verräthern bestand. Ah! Die Republik! Und die Ellenbogen auf dem Tisch, seine kurze Pfeife im Munde, erklärte er Damour sein Regierungssystem, Freiheit, Brüderlichkeit und Reichthum für Alle, Gerechtigkeit und Gleichheit Oben und Unten.

»Wie im Jahre 93« fügte er entschieden hinzu, ohne recht zu wissen, was er sagte. Damour blieb ernst. Auch er war Republikaner, weil er seit seiner Kindheit immer gehört hatte, daß mit der Republik für die Arbeiter der Tag des Triumphes anbrechen werde, das allgemeine Glück. Aber er hatte keine bestimmte Vorstellung davon, wie das eigentlich geschehen sollte. Er begeisterte sich und glaubte bestimmt, daß, wenn ganz Paris, die Männer, die Frauen und die Kinder, die Marseillaise singend, nach Versailles ziehen würden, man die Preußen schlagen, sich mit der Provinz vereinigen und eine Volksregierung gründen würde, die einem jeden Bürger sichere Renten zahlen müßte.

»Nimm Dich in Acht,« sagte Felicie oft voll Mißtrauen, »es wird ein schlechtes Ende nehmen mit Deinem Berru. Gieb ihm zu essen, wenn es Dir Vergnügen macht, aber seinen Kopf laß ihn allein auf's Spiel setzen.«

Auch sie wollte die Republik. Ihr Vater war im Jahre 1848 auf den Barrikaden gefallen. Anstatt daß diese Erinnerung ihr Denken jedoch verwirrte, machte es sie nur vernünftig. Wäre sie das Volk, sagte sie, so würde sie die Regierung schon zu zwingen wissen, gerecht zu sein; sie würde ihr zeigen, wie man klug und entschlossen handelt. Die Gespräche Berrus ärgerten und beängstigten sie, sie traute ihm nicht. Auch bemerkte sie, daß Damours Wesen unter dem Einflusse des Malers sich veränderte und die Art und Weise, wie er jetzt sprach, gefiel ihr gar nicht.

Aber nach weniger gefiel ihr die glühende Aufmerksamkeit und Dürsterkeit, mit welcher Eugen den Worten Berrus lauschte. Abends, wenn Louise auf dem Tische eingeschlafen war, saß er mit verschränkten Armen da, die Augen starr auf den Maler gerichtet, langsam ein Glas Brantwein schlürfend. Berru brachte immer eine außerordentliche Neuigkeit aus Paris mit, von diesen Verräthern, die vom Montmartre aus Zeichen mit den Deutschen wechselten, Säcke mit Mehl und Fässer mit Pulver die Seine hinunter schwimmen ließen, um die Stadt früher zu übergeben.

»Ist das ein Geklatsch!« sagte Felicie zu ihrem Sohn, wenn Berru fort war. »Laß' Dir den Kopf nicht von ihm verdrehen, Du! Du weißt, daß er lügt.«

»Ich weiß, was ich weiß,« gab ihr Eugen zur Antwort.

Zu Anfang des Dezember hatten die Damours ihre Ersparnisse aufgezehrt. Zehnmal im Tage kündigte man eine Niederlage der Preußen in der Provinz an und betheuerte, daß die Befreiung von Paris nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Das Ehepaar war darüber nicht erstaunt, sie hofften unaufhörlich, daß nun die Arbeitszeit wieder beginnen werde. Felicie wirkte Wunder. Man lebte von Tag zu Tag von dem Schwarzbrote, welches sie zugetheilt erhielten, und welches nur die kleine Louise nicht vertragen konnte. Damour und Eugen ließen sich richtig, wie es die Mutter vorher gesagt hatte, die Köpfe verdrehen. Von früh bis spät müßig, ihren Gewohnheiten gänzlich entfremdet, versanken sie, seitdem sie nicht mehr an dem Schraubstocke thätig waren, mit verweichlichten Armen in schreckhafte und lächerliche Einbildungen, und führten ein Dasein voller Unbehagen. Vater und Sahn waren in einem Infanterie-Bataillon gern aufgenommen, aber dieses Bataillon verließ, wie so viele andere, niemals die befestigten Werke; die Mannschaften lagen in der Kaserne und verbrachten die Tage mit Kartenspiel. Das gepreßte Herz, das immer an das Elend der Seinigen dachte, und der leere Magen überzeugten Damour, daß es wahr war, was die Leute sagten; die Regierung habe sich verschworen, das Volk niederzumetzeln und sich zum Herrn der Republik zu machen.

Berru hatte recht! Jedermann wußte, daß Heinrich V. in Saint-Germain war, in einem Hause, aus welchem eine weiße Fahne flatterte. Aber das würde schon ein Ende nehmen! Eines Tages

würde man sie mit Flintenschüssen hinauswerfen, diese Lumpen, welche die Arbeiter niederkartätschen ließen, um Platz für die Aristokraten und Pfaffen zu machen. Wenn Damour mit Eugen heimkehrte, — Beide fieberhaft erregt durch den Wirrwarr da draußen — so sprachen sie von nichts Anderem als von Mord und Todtschlag, während Felicie, bleich und niedergedrückt, die kleine Louise pflegte, die von der schlechten Nahrung wieder krank geworden war. Unterdeß wurde die Belagerung aufgehoben, der Waffenstillstand geschlossen und die Preußen zogen durch die Champs-Élysées. In Damours Hause kam wieder Weißbrot auf den Tisch, das Felicie aus Saint-Denis heimgebracht hatte. Ihre Mahlzeit war indessen traurig. Eugen hatte die Preußen sehen wollen und erzählte Einzelheiten, die Damour so wühend machten, daß er mit der Gabel in der Luft herumfuchtelnd einen heiligen Eid leistete, er werde noch alle die Generäle guillotiniert lassen. Felicie entriß ihm ärgerlich die Gabel. Die folgenden Tage, als die Arbeit noch immer nicht wiederkommen wollte, entschloß er sich, auf eigene Rechnung zu arbeiten: Er hatte einige Leuchter gegossen, die er nun jetzt sorgfältig ausarbeiten wollte, in der Hoffnung, sie zu verkaufen. Eugen hielt es bei der Arbeit nicht mehr aus. Schon nach einer Stunde warf er das Werkzeug hin und machte sich davon. Seit dem Waffenstillstand hatte sich Berru nicht mehr blicken lassen; ohne Zweifel hatte er woanders einen besseren Tisch gefunden. Aber eines Tages tauchte er wieder auf, sehr aufgereggt und erzählte von den Kanonen von Montmartre, von den Barrikaden, welche sich erhoben und dem Triumph des Volkes, der jetzt kommen müsse. Er sagte zu Damour, daß er ihn abholen wolle, weil man jetzt alle guten Bürger brauche. Damour verließ seinen Schraubstock und ging, ohne das blasse, aufgeregte Gesicht Feliciens zu beachten. Es war die Commune.

Dann rollten die Tage des März, April und Mai vorüber. Wenn Damour müde war und Felicie ihn demüthig bat, zu Hause zu bleiben, so gab er zur Antwort:

»Und die dreißig Sous? Wer wird uns Brot geben?«

Sie ließ den Kopf sinken. Sie hatte eben nichts mehr zu leben als die dreißig Saus, die Löhnung der Nationalgarde, nebst Wein und gesalzenem Fleisch, das Vater und Sohn zugetheilt erhielten.

Außerdem war Damour von seinem guten Rechte überzeugt, gerade wie er auf die Preußen geschossen hatte, auch auf die Versailler zu schießen. Damit glaubte er die Republik zu retten und die Wohlfahrt des Volkes zu begründen. Durch die Strapazen und das Elend der Belagerung, durch die Schrecken der Commune verdüsterte sich sein Geist; er versank in qualvolles Brüten und Träumen und fühlte sich als Märtyrer, der für die Freiheit zu sterben bestimmt sei. Er hatte keinen klaren Begriff vom Wesen des Communismus. In seinen Augen war die Commune einfach das goldene Zeitalter, das allgemeine Gedeihen. Starr hielt er an dem Glauben fest, daß es irgendwo in Saint-Germain oder in Versailles einen König gebe, der bereit sei, die Inquisition und das Herrenrecht wieder einzuführen, wenn man ihn in Paris hereinließe. Zu Hause wäre er nicht fähig gewesen, eine Fliege zu tödten, aber auf dem Vorposten schoß er auch auf Gensdarmen, ohne die geringsten Skrupel. Wenn er Abends erschöpft heimkehrte, ganz beschmutzt von Schweiß und Pulver, saß er stundenlang an dem Bett der kleinen Louise und horchte auf ihre Atemzüge. Felicie versuchte nicht mehr, ihn zurückzuhalten; sie erwartete mit der Ruhe einer gescheidten Frau das Ende aller dieser Schrecknisse.

Dennoch machte sie eines Tages die Bemerkung, daß der große Teufel, der Berru, der früher so viel geschrien hatte, nicht so dumm war, seinen Kopf den Flintenkugeln auszusetzen. Er hatte die Klugheit gehabt, sich um einen Platz in der Intendantur zu bewerben; was ihn jedoch nicht hinderte, wenn er, in großer Uniform mit Federn und Stickereien geschmückt, daher stolziert kam, den Kopf Damours noch mehr zu verwirren. Er schwadronierte tapfer weiter, daß er, sobald Versailles genommen, die Minister niederschießen, die Kammer und alle diese Baracken in die Lust sprengen werde.

»Warum geht er denn nicht selbst hin, anstatt die Andern hinzuschicken?« fragte Felicie.

Aber Damour antwortete:

»Sei still. Ich thue meine Pflicht. Um so schlimmer für Die, welche sie nicht thun.«

Eines Morgens, gegen das Ende des Monats April, wurde Eugen auf einer Tragbahre heimgebracht. Er hatte in Moulinaux

eine Kugel mitten in die Brust bekommen. Während man ihn die Treppe hinauftrug, starb er. Bei seiner Heimkehr fand Damour Felicie ruhig an der Leiche ihres Sohnes sitzend. Es war ein furchtbarer Schlag. Er fiel zur Erde, und sie ließ ihn ruhig dort liegen, ohne auf sein Schluchzen zu hören, ohne ein Wort zu sagen. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie wußte nur ein Wort für das Alles: es war seine Schuld. Sie hatte die Thüren des Gemachs verschlossen, damit der Lärm Louisen nicht erschrecke. Jetzt sah sie nach, ob das Schluchzen Damours sie nicht geweckt hatte. Als Damour sich wieder erhob, betrachtete er lange die neben dem Spiegel hängende Photographie Eugens, auf welcher der junge Mann in der Uniform der Nationalgardisten abgebildet war. Er nahm eine Feder und schrieb unten aus das Bild: »Ich werde Dich rächen.« Er setzte seinen Namen darunter mit dem Datum. Das gewährte ihm Erleichterung.

Am andern Tag kam der Leichenwagen mit rothen Fahnen geschmückt und brachte den Todten auf den Père Lachaise Eine große Menge folgte. Damour ging hinter dem Wagen mit abgezogenem Hut. Der Anblick der Fahnen, dieses blutige Roth, das die Schwärze des Holzes noch mehr hervortreten ließ, machte sein Herz immer mehr von Rachedgedanken schwellen. Felicie war bei Louisen zurückgeblieben. Noch denselben Abend kehrte Damour zu den Vorposten zurück, um auf die Gensdarmen zu schießen.

Endlich kamen die Tage des Mai. Die Armee von Versailles war in Paris. Damour kam zwei Tage nicht nach Hause; er schloß sich seinem Bataillon an, um die Barrikaden zu vertheidigen. Er wußte nicht, wohin er schoß, Dampf umgab ihn, aber er that seine Pflicht. Am Morgen des dritten Tages erschien er wieder in seiner Wohnung, die Kleider in Fetzen, wankend, blöde wie ein Betrunkener. Felicie zog ihn aus, wusch ihm die Hände, als eine Nachbarin, die zufällig zugegen war, erzählte, daß die Communards noch den Père Lachaise hielten, und daß die Versailler nicht wüßten, wie sie sie hinauswerfen sollten.

»Ich gehe hin,« sagte er einfach.

Er raffte sich auf und nahm seine Flinte. Aber die letzten Vertheidiger der Commune waren nicht mehr auf dem Plateau, wo Eugen die ewige Ruhe gefunden hatte. Damour hatte den

unbestimmten Wunsch, auf dem Grabe seines Sohnes zu sterben. Er konnte nicht mehr bis dorthin gelangen. Die Granaten schlugen rechts und links um ihn ein und rissen die Grabkreuze nieder. Zwischen den Bäumen, hinter den Marmorstatuen die hell in der Sonne glänzten, waren einige Nationalgarden versteckt und schossen auf die Soldaten, deren rothe Hosen man von Zeit zu Zeit aufleuchten sah. Damour wurde sofort gefangen. Man erschoss siebenunddreißig Mann von seiner Compagnie. Es war ein Wunder, daß er nicht auch erschossen wurde. Vielleicht wollte man ihn begnadigen, weil ihm Felicie die Hände gewaschen und er seitdem noch nicht wieder geschossen hatte. Betäubt und ermattet von diesem Übermaß des Gräuels, erinnerte er sich nicht mehr der Tage, die nun folgten. In seinem Kopfe blieb eine wirre Vorstellung, schwer wie ein Alpdrücken, von endlosen Stunden auf dunklen Plätzen, von ermüdenden Märschen in der Sonne, von Geschrei und Schüssen, von einer Menge, welche er durchschritt . . . Als ihm das klare Bewußtsein wiederkehrte, war er in Versailles gefangen.

Felicie besuchte ihn, immer bleich aber gefaßt. Wenn sie ihm mittheilte, daß es Louisen besser gehe, hatten sie sich nichts mehr zu sagen und saßen schweigend nebeneinander. Beim Abschiede wollte sie ihm Muth machen und sagte ihm, daß man sich mit ihm beschäftige und daß er sicher entlassen werden würde. Er fragte:

»Und Berru?«

»Oh,« erwiderte sie mit einem Zucken der Schultern, »Berru ist in Sicherheit. Er verschwand drei Tage vor dem Einmarsch der Truppen, man kümmerte sich nicht um ihn.«

Einen Monat später schickte man Damour nach Neu-Caledonien. Er war zur einfachen Deportation verurtheilt. Da er keine Charge bekleidete, hätte man ihn vielleicht freigesprochen, aber er gestand ganz ruhig, daß er vom ersten Tage an geschossen hatte. Als sie sich das letzte Mal sahen, sagte er mit Festigkeit zu Felicie:

»Ich werde wiederkommen. Erwarte mich mit der Kleinen.«

Das war das Wort, das Damour in seinen wirren Erinnerungen deutlich hörte, wenn er in seiner Stumpfheit den schweren Kopf niederlegte und den leeren Horizont des Meeres anstarrte. So

träumte er sich oft in die Nacht herüber. In der Ferne sah er einen hellen Punkt, wie die Spur, die ein Schiff im Wasser zurückläßt, die Finsterniß durchkreuzen und es kam ihm vor, als müte er aufstehen und auf den Wellen fortschreiten bis zu diesem hellen Punkt; er hatte ja versprochen wiederzukommen.

* *

*

In Numéa war man mit der Ausführung Damours sehr zufrieden. Er hatte Arbeit gefunden, und man ließ ihn auf Begnadigung hoffen. Er war ein stiller Mann, der viel mit den Kindern spielte. Er kümmerte sich nicht mehr um Politik, verkehrte wenig mit seinen Kameraden und lebte für sich allein; man konnte ihm nur einen Vorwurf machen: er trank von Zeit zu Zeit, aber es war die harmlose Trunkenheit eines Kindes, das sich selbst in den Schlaf weint. Seine Begnadigung schien eine ausgemachte Sache zu sein, als er eines Tages plötzlich verschwand. Mit Bestürzung vernahm man daß er sich mit vier seiner Genossen geflüchtet hatte. Seit den zwei Jahren seiner Verbannung, hatte er mehrere Briefe von Felicie erhalten; anfangs regelmäßig, dann seltener und endlich blieben sie ganz aus. Er selbst schrieb oft. Drei Monate waren vergangen, ohne daß er Nachrichten von drüben erhalten hatte. In seiner Verzweiflung glaubte er die Begnadigung nicht abwarten zu können, die vielleicht noch lange aus sich warten lassen werde, und in einer Stunde der Überreizung faßte er einen jener Entschlüsse, die man oft den nächsten Tag wieder bereut. Eine Woche später fand man einige Meilen weiter eine zertrümmerte Barke mit drei Leichen, welche schon halb verwest waren, unter diesen wollte man auch diejenige Damours erkennen. Es war dieselbe Gestalt und derselbe Bart. Nachdem die gesetzlichen Formalitäten erfüllt waren, sandte man den Act nach Frankreich, damit die Verwaltung die Witve benachrichtige. Alle Zeitungen sprachen von dem Abenteurer, von der tragischen Flucht und dem tragischen Ende der Flüchtlinge, und diese interessante Neuigkeit machte die Runde durch alle Blätter der Welt.

Indeß lebte Damour. Man hatte ihn mit einem seiner Genossen verwechselt, mit dem er übrigens, was das Seltsamste an der

Sache war, nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Die Beiden trugen einen Bart; das war Alles. Damour und der vierte seiner Genossen retteten sich wie durch ein Wunder. Als sie auf englischen Boden angekommen waren, trennten sie sich, um sich nie wieder zu begegnen; ohne Zweifel starb der Andere am gelben Fieber, welches auch Damour beinahe dahingerafft hätte.

Sein erster Gedanke war, Felicie durch einen Brief zu benachrichtigen. Aber eines Tages fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, das seine Flucht und seinen Tod meldete. In diesem Augenblicke erschien ihm die Absendung eines Briefes nicht rathsam. Ein Brief konnte unterschlagen, geöffnet werden und die Nachricht konnte an den Tag kommen. Es war besser, wenn die Leute an seinen Tod glaubten. Niemand kümmerte sich mehr um ihn. Er konnte unbehelligt nach Frankreich zurückkehren, um ruhig die Amnestie abzuwarten. Aber da erfaßte ihn das gelbe Fieber und hielt ihn mehrere Wochen in irgend einem Hospitale fest.

Nachdem er von der Krankheit genesen war, überfiel ihn eine fürchterliche Trägheit. Mehrere Monate blieb er schwach und unfähig einen Entschluß zu fassen. Das Fieber hatte ihm alle seine früheren Wünsche und Hoffnungen geraubt. Er verlangte nichts mehr und er fragte nach nichts, die Bilder von seiner Frau und seinem Kinde waren in ihm erloschen. Er sah sie noch immer, aber wie in weiter Ferne in Nebel gehüllt, wo sie blieben, ohne daß er sie erkannte. Dann beschäftigte ihn ein anderer Plan. Ehe er zu Felicie und Louisen heimkehrte, wollte er ein Vermögen erwerben. Was sollte er in Paris anfangen? Hungers sterben? Er müßte zu seinem Schraubstock zurückkehren, und vielleicht fand er auch da keinen Verdienst, denn er fühlte sich furchtbar gealtert. Nein, er wollte nach Amerika gehen, dort hunderttausend Franks zusammenraffen — eine bescheidene Summe im Vergleich zu den Millionen, die ihm im Kopfe spukten. In einer Goldmine, die man ihm weisen würde, werde er das mit Leichtigkeit finden; denn der einfachste Erdarbeiter brachte es ja dort schon nach einem halben Jahre zu Wagen und Pferden! Er richtete schon sein Leben ein. Er sah sich mit hunderttausend Franks nach Frankreich zurückkehren. Er träumte sich im Besitze eines kleinen Hauses in Vincennes, in dem er mit seinen viertausend Francs

Rente gemüthlich zu Dreien lebte, mit Louise und Felicie, weltvergessen, glücklich, fern von allem Getriebe der Politik.

Zwei Monate darauf war Damour in Amerika.

Dort fing für ihn ein seltsames Leben an. Die Wellen des Zufalls warfen ihn hin und her und führten ihn in ernste und lächerliche Abenteuer. Er tauchte in das Elend unter und schwamm bald wieder oben auf einer Woge des Glückes. Dreimal schon hatte er geglaubt, endlich seine hunderttausend Franks zu haben, aber immer rannen sie ihm wieder durch die Finger; es sollte nicht sein, er beraubte sich selbst seiner letzten Mittel. Er hatte viel gelitten, viel gearbeitet und stand schließlich da, ohne ein Hemd auf dem Leibe zu haben. Nach langen Streifzügen nach allen vier Enden der Welt, warfen ihn die Ereignisse nach England. Von dort kam er nach Brüssel, bis an die Grenze von Frankreich. Allein er dachte nicht mehr daran, dahin zurückzukehren. Bei seiner Ankunft in Amerika hatte er an Felicie geschrieben. Drei Briefe waren ohne Antwort geblieben, und er kehrte wieder zu seinen Vermuthungen zurück: entweder hatte man seine Briefe aufgefangen, oder seine Frau war todt, oder sie hatte selbst Paris verlassen. Nach einem Jahre machte er noch einen vergeblichen Versuch. Um sich nicht zu verrathen, falls sein Brief unterschlagen oder geöffnet werden sollte, schrieb er unter einem falschen Namen an Felicie lauter erfundene Dinge; er baute darauf, daß sie seine Schrift erkennen und ihn schon verstehen würde. Aber ihr Schweigen hatte seine Erinnerung eingeschläfert. Er war todt, er hatte Niemanden mehr auf der Welt, nichts kümmerte ihn mehr. Etwa ein Jahr arbeitete er in einem Kohlenwerk unter der Erde, dort aß und schlief er auch und dachte nicht mehr an die Außenwelt.

Eines Abends hörte er in einer Schenke, daß die Amnestie erlassen sei und alle Communards zurückkehren dürften. Das rüttelte ihn auf. Er fühlte eine Erschütterung und das Bedürfnis, mit den Andern abzureisen, um die Straße wiederzusehen, in der er gewohnt hatte. Es war ein instinktives Gefühl, dem er nicht widerstehen konnte. Dann, als er im Waggon saß, dachte er darüber nach, wie er jetzt seinen Platz in der Welt wieder einnehmen und wie er vor Felicie und Louise hintreten werde. Die Hoffnung zog wieder in sein Herz ein; er war frei, er brauchte die

Öffentlichkeit nicht mehr zu scheuen und er hatte schließlich die Überzeugung, daß er die Seinen wiederfinden werde, ganz ruhig, in ihrer alten Wohnung, in derselben Straße, bei gedecktem Tisch, ihn erwartend. Er sagte sich, daß sich Alles ganz einfach aufklären werde. Er werde zum Maire gehen, sich nennen, und der Haushalt würde wieder seinen alten Gang gehen.

* *

*

Auf dem Nordbahnhofe in Paris harrte eine lärmende Menge, welche unaufhörlich einen Namen rief. Als die Ankommenden erschienen, wurden sie mit enthusiastischen Zurufen und Hüteschwenken empfangen. Einen Augenblick bekam Damour Furcht; er wußte nicht, was das Alles bedeuten sollte, und es schien ihm, als seien die Leute herbeigeeilt, um ihn zu verhöhnen. Dann erinnerte er sich des Namens, der die Menge in solche Begeisterung versetzte; es war ein berühmter Communard, der sich in demselben Zuge befand und dem man eine Ovation darbrachte. Damour sah ihn an sich vorübergehen, viel dicker als früher, mit feuchten Augen gerührt lächelnd über diesen Empfang. Als dieser Held in eine Droschke gestiegen war, wollte ihm das Volk die Pferde ausspannen. Man erdrückte sich, die Menschenwoge verlor sich in der Straße La Fayette — ein Meer von Köpfen, unter welchen man noch lange die Droschke bemerken konnte, die sich langsam wie ein Triumphwagen fortbewegte. Damour, herumgestoßen und gepufft, gelang es nur mit vieler Mühe, die äußeren Boulevards zu erreichen. Niemand beachtete ihn. Alle seine Leiden, Versailles, seine Verurtheilung, die Überfahrt nach Numéa seine Rückkehr, das alles schien ihm kaum mehr erinnerlich. Aber draußen aus den Boulevards überfiel ihn die Rührung. Er hatte Alles vergessen! Es war ihm zu Muthe, als habe er die Vorstadt von Paris nie verlassen, als sei er jetzt nur in die Stadt hineingegangen, um seine Arbeit abzuliefern und als kehre er nun ganz ruhig nach Hause zurück, in die alte Straße — gerade wie ehemals. Zehn volle Jahre seines Lebens waren dahingerauscht und es schien ihm, als lägen sie mit ihren Wirken und Schmerzen weit, weit hinter ihm. Trotzdem war er etwas erstaunt, nicht Alles so zu finden, wie er es gewohnt war, wenn er

früher in behaglicher Ruhe heimkehrte. Die Boulevards waren breiter geworden. Die Gesichter der Vorübergehenden regten ihn auf; er blieb erstaunt vor einem Aushängeschild stehen. Er empfand nicht die volle aufrichtige Freude darüber, den Fuß wieder auf dieses theure Stück Erde zu setzen; es war ein Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgnis, einer dumpfen unbekanntem Besorgnis, die ihn ängstigte mitten in dieser alten, ihm wohlbekanntem Umgebung. Seine Aufregung steigerte sich noch, als er sich seiner Wohnung näherte. Er sah zwar dieselbe Straße, dieselben Leiden, aber er konnte Niemanden mehr erkennen — alle Leute waren ihm fremd. Und je mehr er vorwärtsschritt, um so weicher wurde es ihm um's Herz. Er wollte umkehren, als ob ihn eine Katastrophe erwartete. Was suchte er daheim? Was hatte er da zu thun?

Dreimal ging er vor dem Hause vorbei, ehe er sich entschloß einzutreten. Gegenüber war früher ein Kohlenhändler. Der war fort, es war jetzt ein Obstladen, und die Frau, welche in der Thüre stand, erschien ihm so breit und behaglich, daß er nicht den Muth hatte, sie um Auskunft zu bitten, wie er es anfangs beabsichtigt hatte. Er zog es vor, Alles zu wagen und klopfte entschlossen an das Fenster der Portierfrau. Wie oft hatte er früher an dieses kleine vergitterte Fenster geklopft!

»Frau Damour, ich bitte . . . «

»Kenne ich nicht . . . Wohnt nicht hier!«

Er blieb unbeweglich. Die frühere Portierfrau war eine starke Person, und die vor ihm stand und ihn mit Mißtrauen beobachtete, war klein, mager, trocken. Er wiederholte:

»Frau Damour wohnte im Hofe, vor zehn Jahren.«

»Vor zehn Jahren!« schrie ihn die Dürre an, »eh, seitdem ist viel Wasser die Seine hinunter gelaufen. Wir sind erst seit dem Monat Januar hier.«

»Frau Damour hat vielleicht ihre Adresse hinterlassen?«

»Nein. Ich weiß es nicht.«

Und als er nicht gehen wollte, drohte sie, ihren Mann zu rufen. Der werde diesem Spionieren schon ein Ende machen. Sie habe genug von diesem Zudringlichen!

Er erröthete und zog sich beschämt und stotternd zurück,

beschämt über seine zerfransten Hosen und seine alte, schmutzige Blouse. Mit gesenktem Kopf ging er durch die Straße, aber er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen. Es schien ihm wie ein Abschied auf immer, wenn er jetzt ging, und das zerriß ihm das Herz. Man werde schon Mitleid mit ihm haben und ihm einige Auskunft geben. Er erhob die Augen, betrachtete die Fenster, prüfte die Leiden und suchte sich zurechtzufinden. In diesen Häusern der Armut, wo die Wohnungskündigungen oft wie Hagel niederfielen, waren zehn Jahre in der That ausreichend, um das ganze Viertel neu zu bevölkern. Er zitterte vor Schreck und Furcht erkannt zu werden. Als er wieder die Straße hinauf schritt, bemerkte er endlich einige bekannte Gesichter; es war der Tabakhändler, der Gewürzkrämer, eine Wäscherin und die Bäckerfrau, bei der sie früher ihren Bedarf einkauften. Während einer Viertelstunde ging er unschlüssig und zögernd vor den Läden auf und ab, ohne es zu wagen einzutreten. Die Angst und der Kummer trieben ihm den Schweiß aus die Stirn, so sehr litt er unter diesem neuen Schlag des Schicksals. In der Schwäche seines Herzens entschloß er sich endlich, bei der Bäckerin einzutreten, einer verschlafenen Frau, die immer weiß aussah, als wäre sie eben aus einem Mehlsack gestiegen. Sie sah ihn an, ohne sich zu rühren. Auch sie erkannte ihn gewiß nicht, mit seiner sonnenverbrannten Haut, seiner Glatze, seinem langen, struppigen Bart, der das Gesicht zur Hälfte bedeckte. Das gab ihm einigen Muth. Er kaufte ein Brot für einen Sou und fragte wie zufällig: »Haben Sie nicht unter Ihren Kunden eine Frau mit einem kleinen Mädchen . . . eine Frau Damour?«

Die Bäckerin dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie mit ihrer weichen Stimme:

»Ah, ja, früher.

ich glaube. Aber das ist lange her . . . ich weiß es nicht bestimmt . . . Man sieht so viel Leute!«

Er mußte sich zufrieden geben. Die nächsten Tage kehrte er wieder. Er war nun mit seinen Fragen an die Leute in der Straße schon etwas kühner; aber es waren immer dieselben gleichgültigen, sich widersprechenden Auskünfte, die ihn nur noch mehr verwirrten. Aus all' dem erfuhr er nur mit Bestimmtheit, daß Felicie etwa zwei Jahre nach seiner Deportation nach Numéa,

gerade zur Zeit als er von dort flüchtete, weggezogen war. Niemand wußte wohin; die Einen sprachen von Gros-Caillou, die Anderen von Bercy. Der kleinen Louise erinnerte man sich nicht mehr. Er gab die Hoffnung auf. Ermüdet saß er eines Abends auf dem äußeren Boulevard mit dem Entschluß, nicht weiter zu suchen, und weinte. Was sollte er nun beginnen? Paris schien ihm leer. Die wenigen Sous, die ihm seine Rückkehr nach Frankreich ermöglichten, waren aufgezehrt. Einen Augenblick dachte er daran, nach Belgien zurückzugehen, in eine Kohlengrube, wo es immer Nacht war und wo er lebte ohne zu denken, ohne Erinnerung, glücklich wie ein Thier, das unter der Erde schläft. Dennoch blieb er, und er blieb, elend, hungernd, ohne Arbeit finden zu können. Überall wies man ihn zurück, man fand ihn zu alt. Er zählte kaum fünfzig Jahre, aber man hielt ihn für siebzig, so zerstörend hatten die zehn Jahre des Leidens auf ihn gewirkt. Er lief herum wie ein Wolf auf den Brandstätten der Commune, in der Hoffnung, wenigstens die Arbeit zu finden, die man nur den Krüppeln und den Kindern gab. Ein Steinschneider, der im Hôtel de Ville arbeitete, versprach ihm, ihm die Aussicht über die Werkzeuge zu verschaffen; aber auch diese Anstellung blieb aus, und er starb fast vor Hunger.

Eines Tages stand er auf der Brücke von Notre-Dame und sah dem Fließen des Wassers zu, erfaßt von dem Schwindel, der die Armen zum Selbstmord treibt. Mit einem gewaltsamen Ruck riß er sich von der Brüstung los und bei dieser Bewegung stieß er heftig an einen Vorübergehenden, einen langen Burschen in weißer Blouse, welcher fluchend stehen blieb.

»Verdammtter Kerl!«

Damour war mit offenem Munde stehen geblieben, die Augen starr auf den Mann gerichtet. »Berru!« rief er endlich.

Es war wirklich Berru, der sich aber sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Er hatte ein blühendes Gesicht und jugendliches Aussehen. Seit seiner Rückkehr hatte Damour oft an ihn gedacht; aber wo sollte er ihn finden, der, wie er wußte, alle vierzehn Tage in einem anderen Hause wohnte? Während der Maler die Augen aufriß, nannte Damour mit zitternder Stimme seinen Namen, aber Berru wollte nicht daran glauben.

»Unmöglich! Flausen!«

Endlich erkannte er ihn doch. Berru erhob die Stimme und war so laut, daß die Leute auf dem Trottoir stehen blieben.

»Aber Du warst ja todt! Wer hätte gedacht, daß Du wiederkommen würdest! Man hält doch die Leute nicht so zum Besten. Ist es denn wirklich wahr, daß Du lebst!«

Damour bat ihn leise und demüthig, nicht so laut zu sprechen. Berru fand das zu komisch. Er nahm ihn unter den Arm und führte ihn in eine Weinschenke in der Straße Saint-Martin. Er überhäufte ihn mit Fragen und wollte Alles wissen.

»Später, wenn wir allein sind,« sagte er. »Aber vor Allem: wo ist meine Frau?«

Berru sah ihn bestürzt an.

»Wie, Deine Frau?«

»Ja, wo ist sie? Weißt Du ihre Adresse?«

Die Bestürzung des Malers steigerte sich. Er sagte langsam:

»Gewiß, weiß ich ihre Adresse . . . Kennst Du denn die Geschichte nicht?«

»Was? Welche Geschichte?«

Berru fing an zu verstehen.

»Ah, das ist aber stark! Du weißt von nichts! Aber Deine Frau hat sich ja wieder verheirathet, alter Knabe!«

Damour, welcher sein Glas erhoben hatte, stellte es wieder hin, der Wein lief ihm durch die zitternden Finger. Indem er sich die Hände an seiner Blouse abwischte, wiederholte er dumpf:

»Was sagst Du? Wieder verheirathet, wieder verheirathet? . . . Bist Du sicher?«

»Zum Teufel! Du warst todt, sie hat sich wieder verheirathet, da ist nichts zu verwundern . . . Es ist nur so komisch, weil Du wieder auferstanden bist.«

Und während der Beklagenswerthe bleich und zitternd dasaß, erzählte ihm Berru die Geschichte in ihren Einzelheiten. Sie hatte einen Metzger geheirathet, der in den Batignolles wohnte, einen Witwer, dem sie sein Geschäft führte. Sognard, er hieß Sognard, ein dicker Mann von sechzig Jahren, aber noch gut erhalten. An der Ecke der Straße Nollet war der Laden, mit der besten Kundschaft des Viertels und dem vergoldeten Kopf eines Ochsen auf seinem Schild.

»Was wirst Du nun anfangen?« fragte Berru nach diesen Mittheilungen.

Damour antwortete mit einer unbestimmten Bewegung der Hand, die etwa heißen sollte:

»Abwarten!«

»Und Louise?« fragte er plötzlich.

»Die Kleine? Oh, ich weiß nicht . . . Sie werden sie irgend wohin gegeben haben, denn ich habe sie nie mit ihnen gesehen. Das Kind könnten sie Dir wohl wieder geben, da sie es ja doch nicht bei sich haben. Aber was willst Du mit einem zwanzigjährigen Mädchen anfangen; Du siehst mir nicht danach aus, als ob Du ihr viel bieten könntest. Oh, Du mußt nicht böse sein, aber ich würde mich nicht wundern, wenn Dir die Vorübergehenden zwei Sous schenkten.«

Damour fand kein Wort mehr, er ließ den Kopf sinken, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Berru bestellte ein zweites Maß Wein und munterte ihn auf:

»Zum Teufel! Es ist lächerlich, aber da Du nun einmal lebst, so wird man sich einrichten . . . Was wirst Du thun?«

Und die beiden Männer verloren sich in endlose Gespräche, welche sie immer wieder zu denselben Folgerungen brachten. Etwas, was Berru ihm nicht sagte, war, daß er selbst, gleich nach Damours Entfernung, versucht hatte, gerührt durch die runden Schultern Felicies, sich ihr zu nähern. Seitdem fühlte er Haß gegen die Frau, die den Metzger ihm vorgezogen, offenbar nur des Geldes wegen. Als sie beim dritten Maße waren, rief er:

»Ich an Deiner Stelle, würde hingehen, mich dort einrichten, und wenn es Sognard nicht recht ist, ihn zur Thüre hinauswerfen, denn von Rechts wegen bist Du doch der Herr. Das Gesetz ist für Dich.«

Nach und nach wurde Damour betäubt, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen und rothe Flammen loderten auf seinen eingefallenen Wangen. Er werde sehen, was zu machen sei, wiederholte er immer wieder. Aber Berru trieb ihn vorwärts, schlug ihn auf die Schulter, und fragte ihn, ob er ein Mann sei. Gewiß war er ein Mann! Und er hatte diese Frau so geliebt! Er liebte sie noch, so sehr, daß er Paris in Brand gesteckt hätte, um sie

wiederzufinden. Und jetzt! Was erwartete ihn? Aber sie gehörte ihm ja, er brauchte sie ja nur zu nehmen. Beide waren betrunken und sprachen und sehr tapfer, indem sie die Nasen zusammensteckten.

»Ich gehe hin,« sagte auf einmal Damour sich mühsam erhebend.

»Ah, das laß ich mir gefallen! Es wäre auch zu dumm!« schrie Berru. »Ich begleite Dicht«

Und sie machten sich auf den Weg nach Batignolles.

* *
*

Der Laden mit den rothen Gittern und dem vergoldeten Ochsenkopf befand sich an der Ecke der Rue des Moines und der rue Nollet. Die zerlegten Thiere waren auf weißen Tüchern ausgebreitet, während ringsherum an Schnüren befestigt Hammelkeulen hingen, deren jede einzelne in eine mit Spitzen besetzte Papiertüte gehüllt war, so daß es von Weitem so aussah, als seien die Wände mit Blumenbouquets behangen. Das ganze Geschäft machte den Eindruck behaglicher Behäbigkeit. Auf den Marmortischen lag ein großer Vorrath von zerschnittenem und für die Küche schon zubereitetem Fleisch; das rosige Fleisch des Kalbes abwechselnd mit dem purpurnen des Hammels und dem scharlachrothen des Ochsen, das mit seinem durchwachsenen Fett wie marmoriert aussah. In diesem freundlichen mit Fliesen gepflasterten Laden, dessen Thüren weit offen standen, strömte aus allen Fleischtheilen der belebende Geruch frischen Blutes, und diese Fülle der Gesundheit spiegelte sich wieder in den strotzenden Gesichtern der darin Beschäftigten.

Im Hintergrunde, mitten im Lichte, das durch die offenen Thüren von der Straße hereinfiel, thronte Felicie hinter ihrem Comptoirisch, der mit Glaswänden umgeben war, um sie vor Zugluft zu schützen. In diesem heiteren Widerschein, diesem rosigen Schimmer des Ladens erschien auch sie frisch und rosig, in jener dauerhaften Frische der Frau, die das vierzigste Jahr bereits überschritten. Mit den glatt gescheitelten Haaren, ihrer reinen Haut, und dem weißen Kragen hatte sie den lächelnden, geschäftigen Ernst einer Kaufmannsfrau, welche, in einer Hand

die Feder, mit der anderen die Münze herausgiebt und so gleichsam die Ehrbarkeit und den Wohlstand des Hauses verkörpert. Die Burschen zerschnitten und wogen das Fleisch, Zahlen rufend, worauf die Kunden an Felicie herantraten, um ihr ihr Geld zu geben und zugleich mit liebenswürdigem Lächeln die Neuigkeiten des Quartiers auszutauschen. In diesem Augenblicke war es eine kleine kränkliche Frau, welche zwei Cotelettes bezahlte, während sie von Felicie mitleidig betrachtet wurde.

»Fünfzehn Sous, nicht wahr?« fragte sie. »Geht es noch immer nicht besser, Madame Verdier?«

»Nein, noch immer nicht. Mein Magen wird nicht mehr gesund. Ich habe alles genommen was man mir nur gerathen hat. Jetzt sagt der Arzt, daß es mir an Fleisch fehlt; aber es ist so theuer! . . . Wissen Sie schon, daß der Kohlenhändler gestorben ist?

»Was Sie sagen!«

»Ja, aber er litt nicht am Magen, er hatte es im Bauch . . . Zwei Cotelettes, fünfzehn Sous! Ein Huhn würde nicht so viel kosten.«

»Es ist nicht unsere Schuld, Madame Verdier. Wir wissen selbst nicht mehr, wie wir herauskommen sollen . . . Was gibt es, Karl?«

Während des Plauderns hatte sie keinen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf den Laden vernachlässigt. Jetzt rief sie einen Burschen an, der mit zwei Männern sprach, die draußen auf dem Trottoir standen. Aber der Bursche hörte nicht, und sie rief noch lauter:

»Karl, was will man denn?«

Aber auch sie hörte die Antwort nicht. Die beiden Männer traten ein, und den, der zuerst eintrat, hatte sie sofort erkannt.

»Ah, Sie sind es, Herr Berru.«

Sie schien nicht sehr erbaut zu sein, um ihre Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Die beiden Männer hatten auf ihrer langen Wanderung von der Straße Saint-Martin bis zu den Batignolles wiederholt Rast gemacht, denn ihre Gurgeln waren trocken von dem vielen und lauten Reden. Jetzt waren sie anscheinend stark benebelt. Damour versetzte es einen Schlag auf's Herz, als ihm Berru mit einer Bewegung seiner Hand Felicie im Laden zeigte, so schön, so jung! — und ihm sagte: »Da ist sie!« Unmöglich! Das

mußte Louise sein, die ja ihrer Mutter immer so ähnlich gewesen war; Felicie war ja viel älter! Und dieser reiche Laden, mit dem frischen Fleischgeruch, den glänzenden Waagschalen, diese gut angezogene Frau mit dem Aussehen einer braven Bürgersfrau, deren Hand in einem Haufen Geld wühlte, dämpfte seinen Zorn und seine Kühnheit und beängstigte ihn sogar. Er schämte sich und hatte Lust davonzulaufen, so entsetzte ihn der Gedanke, dort einzutreten. Niemals würde diese Dame einwilligen, ihn wiederzunehmen, — ihn, mit seinem erbärmlichen Aussehen, dem struppigen Bart und der schmutzigen Blouse. Er drehte sich auf seinem Absatz um und ging die rue des Moines hinunter, als wollte er sich vor sich selbst verstecken, als Berru ihn einholte und zurückbrachte.

»Zum Teufel auch! Hast Du denn kein Blut in den Adern? . . . Oh, ich an Deiner Stelle, ich würde ihr eins ausspielen, der braven Bürgersfrau! Ich würde hingehen und mir mein Theil nehmen, die Hälfte von den Hammeln und die Hälfte vom Andern . . . wirst Du nun gehen, Du Esel!«

Und er zerrte ihn wieder die Straße hinauf, dann fragte er einen Burschen, ob Herr Sognard zu Hause sei, und als er hörte, daß der Meister im Schlachthause sich befinde, trat er zuerst ein, um die Sache kurz abzumachen. Blöde und fast erstickt vor Angst folgte ihm Damour.

»Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Berru?« frug Felicie, und ihre Stimme klang weniger scharf.

»Ich wünsche nichts,« erwiderte der Maler. »Es ist mein Kamerad hier, der Ihnen Einiges zu sagen hat.«

Er trat zurück und Damour befand sich nun Felicie gegenüber. Sie sah ihn an, er fühlte sich unter ihrem Blick wie auf einer Folterbank und schlug die Augen nieder. Sie verzog verdießlich den Mund, ihr ruhiges glückliches Gesicht drückte Widerwillen vor diesem Trunkenbolde aus, der da vor ihr stand, sich seines Elendes und seiner Armut bewußt. Aber plötzlich, und ehe sie noch ein Wort mit ihm gewechselt hatte, erbleichte sie, stieß einen Schrei aus, ließ die Münze fallen, die sie eben in der Hand hielt, und die man in der Lade hell klingen hörte.

»Was ist Ihnen? Sind Sie krank?« fragte Madame Verdier, welche s neugierig stehen geblieben war.

Felicie mache eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie die Leute abwehren. Sie konnte keinen Laut hervorbringen. Mühsam erhob sie sich und schritt auf dem Speisesaal im Hintergrunde des Ladens ein. Ohne daß sie sie dazu aufgefordert hätte, folgten ihr die beiden Männer und verschwanden hinter ihr, Berru mit höhnischem Lachen, Damour die Augen starr auf die Steinplatten des Bodens gerichtet, als fürchte er zu fallen.

»Oh, das ist aber sonderbar,« murmelte Madame Verdier, nachdem sie mit den Gehilfen allein war.

Die Letzteren hatten mit dem Abwiegen und Zerschneiden des Fleisches innegehalten und neugierige Blicke gewechselt. Aber sie wollten sich keine Blöße geben und nahmen ihre Beschäftigung wieder auf, indem sie sich bemühten, gleichgültig auszusehen und ohne Madame Verdier zu antworten, welche sich mit ihren zwei Cotelettes in der Hand mürrisch entfernte.

In dem Speisesaal glaubte Felicie noch nicht sicher zu sein, sie öffnete eine zweite Thür und trat mit den beiden Männern in ihr Schlafzimmer.

Es war ein wohlgepflegtes ruhiges Zimmer mit weißen Vorhängen vor dem Bett und an den Fenstern, einer goldenen Stutzuhr und Eichenmöbeln, auf welchen auch nicht ein Stäubchen lag. Felicie warf sich in einen Sessel von blauem Rips und wiederholte die Worte:

»Sie sind es . . . Sie sind es . . . «

Damour konnte nicht sprechen. Er prüfte das Zimmer und wagte nicht, sich zu setzen: die Stühle waren ihm viel zu schön. Es war wieder Berru, welcher das Wort ergriff:

»Ja, seit vierzehn Tagen sucht er Sie! . . . Wir sind uns begegnet, und ich habe ihn hergeführt.« Dann, als versuchte er sich zu entschuldigen, fügte er hinzu: »Sie begreifen, es war nicht Anderes zu machen. Er ist ein alter Kamerad, und es brach mir das Herz, als ich ihn so vor mir sah, im tiefsten Elend!«

Unterdeß hatte sich Felicie etwas erholt. Sie war die Vernünftigste und auch die Stärkste. Als sie wieder atmen konnte, war sie schnell entschlossen, dieser unerträglichen Situation ein Ende zu machen.

»Nun also, Jacques, was willst Du thun?«

Er antwortete nicht.

»Es ist wahr,« fuhr sie fort, »ich habe mich wieder verheirathet. Aber es ist nicht meine Schuld, Du weißt es. Ich habe Dich todt geglaubt und, Du hast nichts gethan, um diese schreckliche Täuschung zu verhindern.«

Endlich sprach Damour: »Ja, ich habe Dir geschrieben.«

»Ich schwöre Dir, daß ich keinen Brief erhalten habe. Du kennst mich, Du weißt, daß ich niemals lüge . . . Hier in der Lade liegt das Papier . . . die Urkunde . . .

Sie öffnete einen Schreibtisch und zog fieberhaft ein Blatt heraus, das sie Damour reichte. Mit blöder Miene versuchte er es zu lesen. Es war sein Todtenschein. Sie fuhr fort:

»Ich stand allein. Ich habe den Antrag eines Mannes angenommen, der mich aus meinem Elende ziehen wollte . . . das ist meine ganze Schuld. Ich habe mich durch den Gedanken, einmal glücklich zu sein, verlocken lassen. Das ist kein Verbrechen, nicht wahr?« Mit gesenktem Kopf, gedemütigt und gemartert von dem, was sie sprach, hörte er ihr zu. Endlich schlug er die Augen auf.

»Und meine Tochter?« fragte er.

Ein Zittern überlief Felicie. »Deine Tochter?« stammelte sie. »Ich weiß es nicht . . . ich habe sie nicht mehr.«

»Wie?«

»Ja, ich habe sie zu einer Tante gebracht . . . Sie ist davongelaufen.. · sie ist aus Abwege gerathen . . . «

Damour blieb stumm, als habe er nicht verstanden. Dann schlug er plötzlich mit der Faust aus die Commode, daß die Gläser und Tassen in die Mitte des Zimmers flogen. Aber er konnte nicht weiter sprechen, die Thür war aufgegangen und zwei Kinder, ein Knabe von sechs und ein Mädchen von vier Jahren sprangen herein und warfen sich in lauter Freude an Felicies Hals.

»Guten Tag, Mütterchen, wir kommen aus dem Garten unten in der Straße . . . Françoise sagte wir müßten nach Hause gehen . . . Oh! wenn Du wüßtest, wieviel Sand es dort giebt und Hühner im Wasser . . . «

»Schon gut,« sagte sie streng, »laßt mich in Ruhe.«

Und sie rief die Magd. »Francoise, nimm sie wieder. Es ist zu dumm, um diese Stunde nach Hause zu kommen.«

Mit schwerem Herzen zogen sich die Kinder zurück und folgten der Magd, welche, beleidigt durch den rauhen Ton von Madame, die Kleinen unwillig vor sich hinschob.

Felicie hatte eine entsetzliche Furcht, daß Jacques ihr die Kinder stehlen könnte; sie sah schon, wie er sie auf den Rücken nahm und damit fortlief.

Berru, welcher keine Einladung erhalten hatte, sich zu sehen, hatte sich in einem Lehnstuhl ausgestreckt und Damour in's Ohr geflüstert: »Die kleinen Sognard . . . Oh, sie gedeihen gut, die Racker.«

Nachdem die Thür wieder geschlossen war, schlug Damour ein zweites Mal auf die Commode und schrie: »Das Alles geht mich nichts an, ich will meine Tochter haben.«

Felicie wurde es kalt.

»Setz' Dich, und reden wir vernünftig,« sagte sie, »durch Lärmen und Schreien kommen wir nicht weiter. Also, Du hast mich aufgesucht?«

»Ja, und Du wirst gleich mit mir kommen . . . Ich allein bin Dein Mann. Oh, ich kenne meine Rechte . . . Was, Berru, ist es nicht mein Recht? Also flugs! Nimm eine Haube, sei vernünftig und komm, wenn Du nicht willst, daß alle Leute unsere Geschichte erfahren.«

Sie sah ihn an, und trotz der Verwirrung in ihren Mienen, merkte er doch, daß sie ihn nicht mehr liebte, daß er ihr, verkommen und verwaorlost wie er war, Abscheu und Widerwillen einflößte. Was? Sie so weiß, so rund und voll mit den Gewohnheiten der bürgerlichen Behäbigkeit, sollte jetzt wieder ihr früheres Leben beginnen, dieses Leben voll Armut und Entbehrungen, mit diesen Mann, der ihr wie ein Gespenst erschien.

»Du weigerst Dich,« schrie Damour, der das Alles auf ihrem Gesicht las. »Oh, ich verstehe, Du bist jetzt gewohnt, die große Dame zu spielen, und ich, ich habe keinen so schönen Laden und keine gefüllte Kasse, in der Du nach Lust herumwühlen kannst . . . und die Kleinen, die ich jetzt gesehen habe, scheinst Du mir auch besser zu bewahren als Louise. Natürlich, was

braucht man sich um den Vater zu kümmern, wenn man die Tochter hinausgeworfen hat! Aber das ist mir Alles gleichgültig. Ich will, daß Du mit mir kommst, und Du wirst kommen, oder ich gehe zum Polizeicommissar, um zu verlangen, daß man Dich mit den Gensdarmen zu mir bringt . . . Das ist mein Recht, nicht wahr, Berru?«

Der Maler hatte den Kopf auf die Lehne des Fauteuils gestützt; dieser Austritt belustigte ihn ungemein. Als er Damour in Wuth und von seinen Reden berauscht, Felicie aber erschöpft und einer Ohnmacht nahe sah, glaubte er, daß nun der Augenblick gekommen sei, um eine schöne Rolle zu spielen. Mit einer sentenziösen Bewegung trat er zwischen Beide.

»Ja, ja, das ist Dein Recht, aber man muß sehen, muß überlegen . . . Ich, ich habe mich immer tadellos benommen . . . Ehe man sich also zu entschließt, glaube ich, wäre es angezeigt mit Herrn Sognard zu sprechen, und da er jetzt nicht hier ist . . . «

Er unterbrach sich und fuhr dann mit veränderter Stimme, die in geheuchelter Gemüthsbewegung erzitterte, fort:

»Allein mein Freund ist bedrängt. In seiner Position hat man keine Zeit zu verlieren. Oh, Madame, wüßten Sie, wie er gelitten hat! Sehen Sie ihn nur an, er stirbt vor Hunger, überall hat man ihn zurückgewiesen. Als ich ihm vorhin begegnete, hatte er seit zwei Tagen nichts gegessen.«

Felicie, von Kummer und Rührung überwältigt, konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und erstickte fast vor Schluchzen. Eine unendliche Trauer und ein tiefer Schmerz preßten ihr das Herz zusammen; dann fühlte sie Grauen und Ekel vor dem Leben.

»Verzeih mir, Jacques!« stieß sie hervor. Und als sie sich etwas erholt hatte, fuhr sie fort: »Was geschehen ist, ist geschehen. Aber ich will nicht, daß Du unglücklich seiest . . . Laß' mich Dir beistehen.«

Damour machte eine entschlossene Bewegung.

»Es ist sicher,« sagte Berru rasch, »daß das Haus reich genug ist, daß Deine Frau nicht nöthig hat, Dich mit leerem Magen abziehen zu lassen. Wenn Du auch kein Geld nehmen willst,

kannst Du doch immer ein Geschenk akzeptieren. Sie werden ihm wenigstens ein Stück Fleisch zur Suppe geben, nicht wahr, Madame?»

»O, Alles was er verlangt, Herr Berru.«

Aber Damour schlug nochmals aus die Commode und schrie: »Danke, ich esse nicht von diesem Tisch.«

Dann sah er Felicie in die Augen und sagte: »Dich allein will ich und Dich werde ich haben . . . Behalte Dein Fleisch.«

Felicie trat zurück, und Widerwillen und Schrecken erfaßten sie von Neuem. Damour redete sich wieder in seinen Muth hinein und drohte, Alles niederzuschlagen und eine furchtbare Anklage zu erheben. Er wollte wissen, wo seine Tochter sei. Er schüttelte Felicie in ihrem Sessel, indem er ihr zuschrie, sie habe die Kleine verkauft; und Felicie ohne Schutz, betäubt von all dem Schrecken, welcher aus sie einstürmte, wiederholte nur leise, daß sie nicht wisse, wo Louise sei, aber daß man wohl auf der Polizei ihre Adresse erfahren könne. Und Damour, welcher sich in einen Sessel geworfen und geschworen hatte, der Teufel brächte ihn nicht von der Stelle, erhob sich jetzt jählings, schlug ein letztes Mal mit der Faust auf und zwar noch stärker als früher, und schrie: »Donnerwetter! Ich werde gehen. Ja, ich gehe, weil ich will . . . Aber Dir bleibt nichts geschenkt; ich werde wiederkommen, wenn Dein Mann da ist und ich werde Euch zurichten, ihn, Dich und Deine Rangen, die ganze vermaledeite Wirthschaft . . . Warte nur, Du wirst schon sehen!« Er ging, ihr noch mit der Faust drohend, hinaus. Im Grunde fühlte er sich erleichtert. Berru blieb hinter ihm zurück und sagte zu Felicie in einem vermittelnden Ton, dem man es aber anmerkte, daß es ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, in diese Geschichte verwickelt zu sein: »Haben Sie keine Furcht, ich verlasse ihn nicht. Man muß um jeden Preis ein Unglück verhüten.«

Er erkühnte sich sogar, ihre Hand zu nehmen und sie zu küssen. Sie ließ es geschehen; sie war vernichtet. Hätte sie Damour am Arme gefaßt und fortgeführt, sie wäre mit ihm gegangen. Sie hörte die Schritte der beiden Männer, als sie durch den Laden gingen. Einer der Burschen zerhackte mit einem großen Beile einen Hammelrücken. Stimmen riefen Zahlen. In dem Instinkt einer guten Geschäftsfrau raffte sie sich auf, begab

sich auf ihren Platz hinter dem Comptoirtisch und saß bald wieder zwischen den Glasscheiben in dem hellen Licht der Straße, sehr bleich, aber sehr ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Wie viel bekommen Sie?« fragte sie.

»Sechs Francs, und fünfzehn Centimes Madame.«

Und sie gab das kleine Geld heraus.

*

*

*

Der folgende Tag war für Damour ein Glückstag: Der Steinschneider brachte ihm die Nachricht, daß er als Aufseher auf dem Bauplatz des Hôtel de Ville angenommen sei. Und er bewachte nun das Monument, an dessen Vernichtung er zehn Jahre früher mitgeholfen hatte. Es war im Grunde eine leichte Arbeit, eine jener Beschäftigungen, die verdummen und den Geist erstarren. Nachts machte er um die aufgestellten Gerüste die Runde, lauschte auf jedes Geräusch, schlief aber auch oft auf einem der Gypssäcke ein. Er sprach nicht mehr davon, nach Batignolles zu gehen. Eines Tages jedoch, als Berru gekommen war, um ihm ein Frühstück zu zahlen, schrie er bei der dritten Flasche Wein, daß er morgen einen großen Schlag zu führen beabsichtige. »Den nächsten Tag aber verließ er den Bauplatz keinen Augenblick. Von jetzt an führte er ein ruhiges Leben. Er schrie nicht mehr wüthend von seinen »Rechten,« außer wenn er betrunken war. So lange er nicht trank, war er düster, nachdenklich und fast beschämt. Berru machte es Spaß, ihn zu verhöhnen und ihm immer wieder zu sagen, daß er kein Mann sei. Er aber blieb ernst: »Was soll ich thun?«« murmelte er, »soll ich sie tödten? . . . Nun, dann will ich warten, bis es mir Vergnügen macht.«

Eines Abends ging er bis auf den Platz von Moncey; und nachdem er eine Stunde dort zugebracht, begab er sich wieder auf seinen Bauplatz zurück. An diesem Tage glaubte er Louisen, hingestreckt auf schwellende Kissen, in einer prachtvollen Equipage an dem Hôtel de Ville vorüberfahren gesehen zu haben. Berru schlug ihm vor, ihr nachzuforschen und versprach ihm, binnen vierundzwanzig Stunden ihre Adresse zu ermitteln. Damour lehnte es ab. Wozu es wissen? Aber der Gedanke, daß

diese schöne elegante Person, die von so kostbaren Pferden gezogen, an ihm vorüberrollte, seine Louise sein sollte, brach ihm das Herz. Er wurde immer trauriger. Er kaufte sich ein Messer und, indem er dies Berru zeigte, sagte er, daß er damit den Schlächter abschlachten werde. Dieses Wort gefiel ihm und er wiederholte es immer wieder mit heiterem Lächeln.

»Ich werde den Schlächter abschlachten . . . An Jeden kommt die Reihe, nicht wahr?«

Stundenlang saß Berru mit ihm in einer Weinkneipe in der Straße du Temple, bemüht, ihn zu überzeugen, daß man Niemanden abschlachten dürfe. Es wäre thöricht und hätte nur die Folge, daß man selbst um einen Kopf kürzer würde. Er nahm seine Hände und forderte ihn auf, ihm zu schwören, daß er sich nicht eine so häßliche Geschichte auf den Hals laden wolle. Aber Damour wiederholte mit eigensinnigem Trotz:

»Nein, nein. An einen Jeden kommt die Reihe . . . Ich werde den Schlächter abschlachten.«

Die Tage vergingen, er schlachtete ihn nicht ab.

Ein Ereignis jedoch schien die Katastrophe herbeizuführen. Man schickte ihn vom Bauplatz als unbrauchbar fort; während einer Gewitternacht war er eingeschlafen und hatte sich eine Schaufel stehlen lassen. Nun fing das Elend und der Hunger von früher wieder an. Er schlenderte durch die Straßen; zu stolz um zu betteln, verschlang er mit gierigen Blicken die in den Schaufenstern der Garküchen ausgestellten Bratenstücke. Anstatt durch die Noth wüthend zu werden, machte sie ihn blöde. Gebeugt, in düsteres Brüten versunken, schlich er umher. Jetzt mochte er sich gewiß nicht mehr in Batignolles blicken lassen, da er keine gute Blouse mehr auf dem Leibe hatte!

Felicie lebte seitdem in fortwährender Angst. Den Abend nach dem Besuch Damours wollte sie nicht mehr mit Sognard sprechen, und den nächsten Tag fand sie, verwirrt von Gewissensbissen über ihr Schweigen, nicht mehr die Kraft dazu. Vom Morgen bis zum Abend fürchtete sie, daß Damour kommen und seine Drohungen ausführen werde. Das Schlimmste war, daß man im Laden etwas witterte; sie sah es an dem verstohlenen, höhnischen Lächeln der Gehilfen und an der Art, wie Madame Verdier, die regelmäßig wegen ihrer zwei Cotelettes kam, das

kleine Geld zusammenschartete, das sie ihr herausgab. Sie konnte es nicht mehr ertragen, und eines Abends, als sie bereits zu Bett lag, warf sie sich an den Hals ihres Mannes, und schluchzend gestand sie ihm Alles. Sie wiederholte, was sie Damour gesagt hatte: es sei nicht ihre Schuld, denn wenn die Leute einmal tot seien, sollten sie auch nicht zurückkommen.

Sognard, ein noch rüstiger und guter Mann, tröstete sie. Mein Gott! Es war gewiß nicht zum Lachen, aber man werde schon Alles in Ordnung bringen können. Er hatte ja Geld und hatte sich nichts vorzuwerfen. Man werde ihn also sehen, diesen aus dem Grabe Auferstandenen, man werde vernünftig mit ihm sprechen . . . Die Geschichte interessierte ihn, und als nach Verlauf von acht Tagen Damour noch immer nicht erschienen war, sagte er zu seiner Frau:

»Nun, was hat er denn? Vergißt er uns? Wenn Du seine Adresse weißt, werde ich ihn aufsuchen.«

Und als ihn Felicie bat, nichts zu thun und ruhig zu bleiben, fügte er hinzu:

»Aber, meine Liebe, es ist um Dich zu beruhigen. Ich sehe es Dir ja an . . . Man muß der Geschichte ein Ende machen.«

Felicie war unter der fortwährenden Erwartung eines Dramas, das sie in ihrer Herzensangst noch vergrößerte, wirklich abgemagert. Eines Tages endlich, Sognard zankte gerade mit einem Burschen, der einen Kalbskopf ins Wasser zu legen vergessen hatte, sagte sie ihm bleich und stammelnd:

»Er ist da!«

Sofort hatte sich Sognard beruhigt. »Sehr wohl,« sagte er, »laß ihn in das Speisezimmer treten.« Dann, ohne sich zu beeilen, befahl er dem Burschen: »Gieße viel Wasser darauf; er riecht schon.« Darauf trat er in das Speisezimmer, in welchem er Damour und Berru fand. Es war zufällig, daß sie zusammen gekommen waren. Berru war Damour auf der Straße begegnet; er sah ihn nicht mehr oft, denn seit Damour im Unglück war, fand er ihn nicht mehr so spaßhaft. Aber als er erfahren hatte, daß sein Kamerad beabsichtige, nach Batignolles zu gehen, machte er ihm Vorwürfe, indem er ihm erklärte, daß diese Geschichte auch ihn angehe, und daß er ihn hätte benachrichtigen müssen. Dann fing

er wieder an, während des Weges in ihn hineinzupredigen. Er hoffe, daß er nicht hinginge, um Dummheiten zu begehen. Einen Augenblick hielt er ihn auf dem Trottoir fest, um ihn zu zwingen, ihm das Messer herauszugeben. Damour zuckte mit den Schultern, ohne zu antworten, sah eigensinnig aus und schien Absichten zu haben, von welchen er nichts verrathen wollte. Endlich sagte er: »Du kannst mitkommen, wenn Du willst, aber laß mich zufrieden!«

Im Speisezimmer forderte Sognard die beiden Männer auf, sich zu setzen. Felicie hatte sich in ihr Schlafzimmer geflüchtet und die beiden Kinder mit sich genommen. Hinter der doppelt verschlossenen Thür preßte sie die Kleinen entsetzt an ihre Brust, als seien sie in Gefahr, und als müsse sie sie schützen und vertheidigen. Und während es ihr vor Angst in den Ohren summt, bemühte sie sich vergebens, etwas zu hören; denn die beiden Männer im Nebenzimmer sahen sich noch immer verlegen und zweifelnd an, ohne zu sprechen.

»Also Sie sind es,« begann endlich Sognard, nur um etwas zu sagen.

»Ja, ich bins,« erwiderte Damour.

Er fand Sognard sehr bedeutend und sich sehr winzig neben ihm. Der Metzger schien nicht mehr als fünfzig Jahre zu zählen. Er war ein starker Mann mit frischem Gesicht, kurz geschnittenen Haaren und ohne Bart; in Hemdärmeln mit seiner großen, blendend weißen Schürze sah er heiter und jugendlich aus.

»Übrigens,« fuhr Damour zögernd fort, »will ich nicht mit Ihnen sprechen, sondern mit Felicie.«

Nun fand Sognard seine ganze Sicherheit wieder. »Sehr wohl, Kamerad, sprechen wir uns aus! Zum Teufel! wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Warum sich zanken? Niemand hat hier eine Schuld.«

Mit gesenktem Kopf und trotzigen Blicken starrte Damour vor sich hin. Dann murmelte er mit dumpfer Stimme:

»Ich will nichts von Ihnen, lassen Sie mich in Ruhe, gehen Sie fort. — — Ich will mit Felicie sprechen.«

»Ach so? Nein! Sie werden sie nicht sprechen,« gab der Metzger ruhig zur Antwort. »Ich habe keine Lust, daß Sie sie mir

wieder krank machen, wie das letzte Mal. Wir können ohne sie sprechen. Wenn Sie vernünftig sind, werden wir uns schon verstehen. Sie sagen, daß Sie sie noch lieben, betrachten Sie die Lage, denken Sie nach und thun Sie etwas zu ihrer Ruhe.«

»Halten Sie Ihr Maul!« unterbrach ihn der Andere zornig. »Mischen Sie sich nicht darein, sonst nimmt die Geschichte ein schlechtes Ende!«

Er war mit einer drohenden Bewegung auf Sognard zugeschritten, Berru glaubte, daß er sein Messer in der Tasche suche, was ihn veranlaßte, sich rasch zwischen die Beiden zu werfen.

«Geh' zum Teufel!« schrie Damour. »Was fürchtest Du denn? Du Esel!«

»Ruhe!« gebot der kaltblütige Metzger. »Wenn man zornig ist, macht man nur Dummheiten! . . . Hören Sie! Wenn Sie mir versprechen, vernünftig zu sein, werde ich Felicie rufen, aber Sie wissen ebenso gut wie ich, daß sie sehr nervös ist. Also, werden Sie sich gut aufführen?«

»Wenn ich gekommen wäre, um mich schlecht auszuführen, hätte ich damit angefangen, Sie sammt Ihren schönen Redensarten zu erwürgen.«

Er sagte das mit einem so tief schmerzlichen Ton, daß Sognard davon betroffen schien.

»Dann werde ich sie also rufen,« erklärte er. »Glauben Sie mir, ich bin gerecht. Ich verstehe ganz gut, daß Sie mit ihr zu sprechen haben. Es ist Ihr Recht.«

Er klopfte an die Thür des Schlafzimmers.

»Felicie! Felicie!«

Aber es rührte sich nichts. Felicie war, erstarrt vor Entsetzen über dieses Zusammentreffen, vernichtet in einen Stuhl gesunken und hielt noch immer ihre Kinder an ihre Brust gepreßt. Endlich verlor Sognard die Geduld.

»Felicie, komm doch!« rief er. »Sei nicht so albern; er hat ja versprochen, vernünftig zu sein!«

Der Schlüssel drehte sich im Schloß und Felicie erschien auf der Schwelle, hinter sich wieder ängstlich die Thüre schließend, um ihre Kinder zu schützen. Abermals trat ein verlegenes

Stillschweigen ein. Da lag der Hund begraben, wie Berru meinte.

Damour sprach endlich, aber langsam und verwirrt, während Sognard sich gegen das Fenster wandte und mit den Fingern einen der kleinen weißen Vorhänge aufhob, als sehe er hinaus.

»Höre,« sagte Damour zu Felicie. »Du weißt, daß ich nie schlecht war; das mußt Du zugeben . . . Nun, ich werde heute nicht damit anfangen. Und doch wollte ich hier Alles niedermetzeln. Aber dann sagte ich mir, was würde uns das nützen? Ich ziehe es vor, Dir die Wahl zu lassen. Wähle wie Du willst. Auch das Gericht kann hier nichts machen mit seinen Gesetzen; Du allein kannst entscheiden, Du allein weißt, welcher Dir besser gefällt. Antworte; mit welchem wirst Du gehen, Felicie?«

Aber sie konnte nicht antworten. Die Aufregung erstickte sie.

»Es ist gut,« fuhr Damour fort, und auch seine Stimme erstarb fast, »ich verstehe! Er ist es, den du behalten willst . . . Ich wußte es, als ich herkam, daß es so kommen müsse. Und im Grunde hast Du ja recht . . . Ich, ich bin fertig, da Du mich nicht mehr liebst . . . ich habe nichts . . . er aber kann Dich glücklich machen . . . und dann die Kinder . . . «

Felicie weinte.

»Du hast unrecht zu weinen, ich will Dir keine Vorwürfe machen. Da sich die Sache einmal so gewendet hat, ist nichts mehr daran zu ändern . . . Ich wollte Dich nur noch einmal sehen, um Dir zu sagen, daß Du ruhig sein kannst. Jetzt, da Du gewählt hast, werde ich Dich nicht mehr quälen. Es ist abgemacht, Du wirst nie mehr von mir hören.«

Er wandte sich der Thür zu, aber tief gerührt hielt ihn Sognard zurück, indem er rief:

»Oh, Sie sind ein braver Mann, wahrhaftig! . . . Es ist unmöglich, daß Sie uns so verlassen. Sie müssen einen Löffel Suppe mit uns essen!«

»Nein, ich danke,« erwiderte Damour.

Berru war überrascht von dieser Wendung der Dinge, fand es aber schließlich doch heiter, nur schien er etwas angehalten darüber, daß sein Kamerad die Einladung nicht annahm.

»Dann wollen wir wenigstens aus unser Aller Wohl trinken«,

fuhr der Metzger fort. »Sie werden doch ein Glas Wein annehmen, zum Teufel!«

Aber auch das lehnte Damour zunächst ab. Langsam glitten seine Blicke rings um das Zimmer, das mit seinen hellen Eichenmöbeln so reinlich und heiter aussah; dann blieben seine Augen auf Felicie haften, auf ihrem ergebener, in Thränen gebadeten Gesicht, und er sagte:

»Ja, ich nehme es an.«

Da wurde Sognard sofort heiter und rief:

»Schnell, Felicie, Gläser! Wir brauchen das Mädchen nicht . . . Vier Gläser. Du mußt mit uns trinken... Ah, mein Freund, das ist schön von Ihnen, daß Sie bleiben, Sie wissen nicht, welches Vergnügen Sie mir machen, denn ich liebe die Leute, die ein gutes Herz haben; und Sie haben ein gutes Herz, das lasse ich mir nicht nehmen!«

Während dem hatte Felicie mit zitternden Händen die Gläser und eine Flasche im Buffet gesucht. Aber sie hatte den Kopf verloren, denn sie fand nichts mehr. Sognard mußte sie herausnehmen. Die Gläser wurden gefüllt und alle vier rings um den Tisch tranken sich zu: »Auf ihr Wohl!«

Damour saß Felicie gegenüber; er mußte seinen Arm ausstrecken, um ihr Glas zu berühren. Beide sahen sich stumm an, die Vergangenheit in den Augen. Sie zitterte so sehr, daß man das Krystal ihres Glases an ihren Zähnen klirren hörte. Sie sagten sich nicht mehr Du, sie waren vernichtet und lebten nur noch in der Erinnerung.

»Auf Ihr Wohl!«

Und in der Stille, während sie tranken, hörte man aus dem Nebenzimmer den heiteren Lärm der Kinder. Sie hatten wieder angefangen zu spielen und verfolgten sich unter lautem Schreien und Lachen. Dann klopfen sie an die Thür und riefen: »Mama! Mama!«

»Lebt wohl,« sagte Damour, sein Glas wieder auf den Tisch stellend.

Er ging. Felicie, starr und bleich, sah ihm nach, während Sognard aufsprang und ihn artig bis an die Thür begleitete.

*

*

*

In der Straße lief Damour so schnell, daß Berru Mühe hatte, ihm zu folgen. Der Maler war wüthend. Als er sah, daß Damour am Boulevard sich gebrochen, mit stieren Blicken, auf eine Bank warf, trat er an ihn heran und sagte ihm Alles, was er auf dem Herzen hatte. Er, er hätte sie gehrfeigt, diesen braven Bürgersmann und seine ehrsame Gattin. Es sei ja geradezu empörend, einen Mann zu sehen, der seine Frau mir nichts, dir nichts einem Andern überlasse, ohne auch nur das Geringste für sich zu verlangen. Man müsse schön dumm sein, um so etwas zu thun! Nicht bloß dumm, er könnte noch etwas ganz Anderes sagen. Und er erzählte ein Beispiel von einem Communard, der seine Frau auch mit einem Liebsten wiedergefunden hatte, und beide Männer lebten jetzt mit der Frau in aller Eintracht. Man könne sich allenfalls verständigen, ja, das schon! — aber sich so übertölpeln lassen — niemals! Denn schließlich sei er doch nur der Geprellte.

»Das verstehst Du nicht,« gab Damour zur Antwort, »geh, laß mich in Ruhe, Du bist auch nicht mein Freund.«

»Ich nicht Dein Freund!« schrie Berru, »ich hätte mich für Dich viertheilen lassen! . . . Überlege einmal, was wird jetzt aus Dir werden? Du hast Niemanden, kannst Dich auf das Pflaster legen wie ein Hund und da krepieren, wenn ich Dich liegen lasse . . . Nicht Dein Freund! Wenn ich Dich jetzt verlasse, bleibt Dir nichts übrig, als den Kopf zu ducken, wie die Hühner, wenn sie vom Leben genug haben.«

Damour machte eine zustimmende Bewegung. Es war wahr, er hatte nichts mehr zu thun, als sich ins Wasser zu werfen oder sich der Polizei zu übergeben.

»Nun also,« fuhr der Maler fort, »ich bin Dir ein so ergebener Freund, — daß ich Dich zu Jemandem führen werde, wo Du ein warmes Nest und Futter findest.«

Und er erhob sich, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, und zwang seinen Kameraden, ihm zu folgen. Damour stammelte überrascht: »Wohin denn? Wohin denn?«

»Du wirst schon sehen . . . Du wolltest nicht bei Deiner Frau speisen, gut! dann sollst Du's noch besser haben. Aber Eines

merke Dir: zwei Dummheiten an einem Tage lasse ich Dich nicht begehen! . . . «

Rasch gingen sie die Straße Amsterdam hinunter. In der Berlinerstraße blieben sie vor einem kleinen Hotel stehen. Berru läutete und fragte den Diener, welcher öffnete, ob Madame Souvigny zu Hause sei. Der Diener war unschlüssig, und Berru fügte hinzu: »Sagen Sie, Berru ist da.«

Damour war ihm maschinenmäßig gefolgt. Dieser unerwartete Besuch in einem eleganten Hotel machte ihn verwirrt. Er trat mit Berru ein, und plötzlich sah er sich in den Armen einer kleinen, hübschen, blonden Frau, die in ihrem, reich mit Spitzen besetzten Morgenkleide kaum angezogen war. Sie rief: »Papa, es ist Papa! Ach, das ist nett von Ihnen, daß Sie ihn hergebracht haben!«

Es war ein gutes Mädchen, das sich durch die schmutzige Blouse seines Vaters nicht abschrecken ließ und die Hände in kindlicher Freude und Zärtlichkeit zusammenschlug. Verblüfft stand Damour da, er erkannte sie nicht.

»Aber es ist ja Louise!« sagte ihm Berru. Damour stotterte: »Ah! Ja . . . Sie sind sehr liebenswürdig . . . Er wagte nicht sie zu duzen. Louise setzte sich auf ein Canapé und läutete, um dem Diener den Befehl zu geben, daß sie für Niemand zu Hause sei. Während dem betrachtete Damour das Zimmer, das mit Cachemir tapeziert war, und die eleganten, reizenden Möbel, was ihn fast rührte, Berru schlug ihm triumphierend auf die Schulter und wiederholte:

»He, wirst Du noch sagen, daß ich nicht Dein Freund bin? Ich wußte es sehr gut, daß Du Deine Tochter brauchen wirst. So habe ich mich denn bemüht, ihre Adresse zu erfahren und bin zu ihr gegangen und habe ihr Deine Geschichte erzählt. Sie sagte mir sofort: »Führen Sie ihn her!«

»Aber natürlich, der arme Papa,« flüsterte Louise, zärtlich wie ein Kätzchen. »Oh, Du weißt, ich hasse sie, Deine Republik. All' die schmutzigen Leute, die Communards, die Alles vernichten würden, wenn sie könnten! . . . Aber Du, Du bist mein guter Papa. Ich erinnere mich, wie gut Du warst, als ich ganz klein und krank war. Du wirst sehen, wir werden uns sehr gut vertragen und wir werden niemals von Politik sprechen . . . Aber nun wollen wir dinieren, alle drei. Ach, wie ist das reizend!«

Sie hatte sich fast aus sein Knie gesetzt, und sah ihn an mit ihren klaren, lachenden Augen und den flatternden, blonden Haaren. Seine ganze Kraft ging unter in einem weichen, süßen Gefühl. Er wollte ablehnen, denn es schien ihm nicht anständig, in diesem Hause zu essen, aber er fand seine Energie von früher nicht mehr, seit er Felicie verlassen, ohne sie noch einmal anzusehen, nachdem sie ihm zugetrunken.

Louise war so sanft, ihre kleinen weißen Finger ruhten auf den seinen und banden ihn da fest. »Du bleibst? nicht wahr?« fragte sie.

»Ja,« sagte er endlich, während zwei dicke, schwere Thränen über seine eingefallenen Wangen rollten.

Berru fand das ganz in der Ordnung. Während man in das Speisezimmer ging, erschien ein Diener und meldete, daß »Monsieur« hier sei.«

»Ich kann Niemanden empfangen,« erwiderte sie leise. »Sagen Sie, mein Vater ist hier . . . Morgen um sechs Uhr, wenn er will.«

Das Essen war reizend. Berru erheiterte es durch eine Menge lustiger Einfälle, so daß Louise vor Lachen die Thränen in die Augen traten. Sie befanden sich wieder in der alten Straße wie ehemals, so heiter und lustig war es. Damour aß viel, aber langsam und träge, der Hunger hatte ihn zu sehr erschöpft, er lächelte seiner Tochter zärtlich zu, als wollte er sich deshalb bei ihr entschuldigen, und jedesmal begegneten sich ihre Blicke. Zum Dessert tranken sie einen süßen moussierenden Wein, und alle drei wurden etwas berauscht. Dann, als die Diener abgeräumt hatten und nicht mehr hereinkamen, sprachen sie, mit den Ellenbogen auf dem Tisch, in ihrer Trunkenheit schwermüthig werdend, von der Vergangenheit. Berru hatte für Louise eine Cigarette gedreht und diese rauchte, die Augen halb geschlossen, das Gesicht in Thränen. Dann verwirrte sie sich in ihren Erinnerungen und erzählte Einzelnes aus ihrem Leben, darauf sprach sie mit Strenge und Entrüstung von ihrer Mutter.

»Du begreifst,« sagte sie zu ihrem Vater, »ich konnte nicht mehr mit ihr bleiben, sie hat sich zu schlecht aufgeführt . . . Wenn Du willst, werde ich hingehen und ihr meine Meinung über ihr Benehmen Dir gegenüber sagen!«

Aber Damour erklärte trocken, daß sie nicht mehr für ihn existiere. Dann erhob sich Louise plötzlich und rief: »Ach, ich will Dir Etwas zeigen, was Dir Spaß machen wird.«

Sie verschwand, kam aber bald wieder, die Cigarette noch immer zwischen den Lippen, und legte eine alte, vergilbte Photographie vor ihn hin. Es war wieder ein harter Schlag für Damour; mit irren Blicken betrachtete er das Bild und stammelte: »Eugen, mein armer Eugen.«

Er reichte es Berru und dieser murmelte nun auch: »Es ist wirklich sehr ähnlich.«

Dann nahm es Louise. Sie besah es einen Augenblick und Thränen stürzten ihr aus den Augen; indem sie es ihrem Vater zurückgab, sagte sie: »Ah, ich erinnere mich seiner! . . . Er war so gut!«

Alle drei überließen sich ihrer Rührung und weinten. Das Bild machte noch einmal die Runde um den Tisch, und Jeder knüpfte an den Anblick desselben eine zärtliche Bemerkung. Es war von der Zeit verblichen; der arme Eugen, in seiner Uniform der Nationalgarde, sah aus wie der Schatten einer längst entschwundenen Zeit.

Damour drehte es um und las, was er vor Jahren darauf geschrieben hatte: »Ich werde Dich rächen« Und ein Dessertmesser über seinem Kopfe schwingend, schwur er nochmals: »Ja, ja, ich werde Dich rächen!«

»Als ich sah, daß Mama schlecht wurde,« erzählte Louise, »wollte ich ihr das Bild von meinem armen Bruder nicht mehr lassen. Eines Abends habe ich es ihr gestohlen . . . Es gehört Dir, Papa, ich gebe es Dir!«

Damour hatte die Photographie gegen sein Glas gestellt und sah sie noch immer an. Endlich sprach man von dem, was nun geschehen müsse. Louise wollte ihren Vater aus seinem Elende ziehen. Einen Augenblick sprach sie davon, ihn zu sich zu nehmen; aber das war unmöglich. Nun hatte sie eine andere Idee: sie fragte ihn, ob er einwillige, die Aussicht über ein Haus zu führen, das ihr Jemand bei Mantes gekauft hatte. Es war dort ein kleiner Pavillon, in welchem er sehr gut mit zweihundert Francs monatlich leben konnte.

»Was, das ist ja ein Paradies!« schrie Berru, indem er statt Damours annahm. »Wenn er sich langweilt, besuche ich ihn.«

In der folgenden Woche war Damour bereits in dem Besitztum seiner Tochter, in Bel-Air, eingerichtet. Er nahm die Ruhe und Sorglosigkeit hin, wie eine Schuld, die ihm die Vorsehung nach all' seinen Leiden zahlte. Er wurde dick und bekam wieder ein frisches Aussehen. In den seinen Kleidern eines ehrsamem Bürgers mit seinem runden, harmlosen Gesicht, hätte ihn Jedermann für einen alten Soldaten gehalten. Die Bauern zogen tief den Hut vor ihm. Er ging auf Jagd und Fischfang. Oft traf man ihn in der Sonne aus den Feldwegen das Getreide betrachtend, mit jener ruhigen Aufmerksamkeit eines Mannes, der seine sauer erworbenen Renten nun in Ruhe und Behagen verzehrt. Manchmal kam seine Tochter mit Freunden zu Besuch, bei solchen Gelegenheiten wußte er immer seine Haltung zu bewahren. Seine größte Freude war, wenn sie allein zu ihm herauskam, und sie dann zusammen in dem kleinen Pavillon frühstückten. Dann sprach er stammelnd zu ihr, als seiner Wohlthäterin; gerieth in Entzücken über ihre geschmackvolle Toilette, und sie aßen all' die guten Sachen, die er eigens für sie hatte kochen lassen, ohne das Dessert zu rechnen, die Kuchen und die Bonbons, welche Louise in allen Taschen mitbrachte.

Damour hatte keinen Versuch mehr gemacht, seine Frau wiederzusehen. Er hatte nichts mehr als seine Tochter, die so viel Mitleid mit ihrem alten Vater empfunden hatte, und dessen Stolz und Freude sie war. Auch that er keinen Schritt, um sich wieder in das Civilstandsregister aufnehmen zu lassen. Wozu auch die Regierung mit Schreibereien belästigen? Und so wie er jetzt lebte, war er viel ungezwungener. Verschollen und vergessen war er, er existierte nicht; er brauchte für seine Tochter nicht zu erröthen, während man, wenn man von ihm wieder Notiz nähme, vielleicht über seine Situation boshafte Bemerkungen machen würde, was ihm gewiß Kummer bereiten müßte.

Manchmal ging es im Pavillon hoch her. Es war zur Zeit, wenn Berru kam, um vier, fünf Tage aus dem Lande zu verbringen. Er fand es bei Damour sehr behaglich; ging mit ihm aus die Jagd und auf den Fischfang; manchmal lag er aber auch ganze Tage an dem Ufer des Flusses auf dem Rücken. Dann Abends, wenn sie

heimkehrten, sprachen sie von Politik. Berru brachte aus Paris anarchistische Zeitungen mit; nachdem sie diese gelesen hatten, sprachen sie sehr verständig zusammen über die Maßregeln, welche man nehmen müßte: die Minister erschießen, die Bourgeois niedermachen, Paris einäschern und an die Stelle eine andere Stadt bauen, eine richtige Stadt für das Volk. Nur von der Vernichtung des Bestehenden erwarteten sie die allgemeine Freiheit. Noch vor dem Schlafengehen, wenn sich Damour seine letzte Pfeife anzündete, näherte er sich der jetzt eingerahmten Photographie Eugens und rief: »Ja, ja, ich werde dich rächen.«

Und am nächsten Morgen ging er wieder mit seinem vollen runden Rücken und seiner behaglichen Miene an das Wasser, um zu angeln, während sich Berru träge in dem hohen Gras ausstreckte.

